Die Welt im Bild

Unterhaltungsbeilage zur ostmärkischen Tageszeitung Die Presse

Verlag der C. Dombrowski'schen Buchdruckerei in Thorn

1916 | Sonntag, den 30. Januar | Nr. 5

Lautlos gleiten die beiden auf den langen schmalen Hölzern dahin. Der Aufstieg, so beschwerlich er auch sein mag, ist glücklich vorbei: sie haben die Höhe erreicht. Hier laßt uns einen Augenblick weilen; Kamerad, die Hütte mag uns zur Rast dienen. So spricht der vordere Läufer, der Führer einer Patrouille, die den Feind auskundschaften soll. Und während sie die Stöcke in den glitzernden Schnee stellen, zündet sich der eine seine Pfeife an, bläst den blauen Rauch in die kalte Luft und rückt seine Mütze ein bißchen in den Nacken. Es hat doch warm gemacht ... Da huscht ein Lächeln über sein gebräuntes Gesicht: er denkt eben an die Schneeschuhfahrten in seinen bayerischen Bergen, wo er kein Gewehr bei sich trug, wo er leichter bepackt war und andere Ziele im Auge hatte, friedlichere, harmlosere ... Es ist nicht viel Zeit zum Blättern im Buche der Vergangenheit, das Buch der Gegenwart liegt aufgeschlagen vor ihm, und er ist dazu berufen, seinen Beitrag in diese Chronik einzutragen. Ist er auch klein, so ist er doch nötig. Schon versinkt die Sonne hinter den Bergen, schon wehen kälter die Winde herüber — die Rast muß abgekürzt werden: Vorwärts, Kamerad, Schiheil! ... Und leise gleiten sie wieder dahin. Der Weg ist eben, der Schnee ist gut befahrbar, er ballt sich nicht am Holze ... Plötzlich hören sie laut sprechen. Es sind deutsche Laute. Kameraden sind's von einer anderen Patrouille ...

***



Phot. Presse-Bureau, Leipzig

Eine Patrouille bayerischer Schneeschuhtruppen in den Vogesen



Hofphot. Eberth, Kassel

Weihnachtskisten fürs Feld



Hofphot. Eberth, Kassel

Weihnachtsfeier im Osten

Nachklänge von den Weihnachtsfeiern unserer Truppen im Felde sind's, die heute unser Aug und Ohr umschmeicheln. Wir wollen sie nicht ablehnen, sondern sie liebevoll in uns aufnehmen und uns der Bilder freuen! Da es nicht notwendig ist, den einzelnen Bildern Text mitzugeben, möge über einige Weihnachtsfeiern im Felde etwas gesagt sein. Aus dem Osten schreibt der Kriegsberichterstatter Rudolf v. Koschützki: ... In einer weißgetünchten Dorfkirche wird Weihnachten gefeiert. Aus den Fenstern fällt rötlicher Schein. Eine Frankfurter Landsturmkompagnie marschiert im tiefen Schnee heran und füllt die kleine Kirche. Fast ganz im Altarraum steht eine prachtvolle Fichte voll brennender Lichter. Ringsherum sind die Gaben in drei Gliedern ausgerichtet. Vor jedem Geschenkhäufchen steht eine Flasche Rotwein. Es ist eine wohlhabende Landsturmkompagnie. In Poniewitz betrieb sie ein Kasino und eine Kantine mit so gutem Erfolg, daß an die Familie jedes Mannes eine Weihnachtsgabe von fünfzig Mark abgeschickt werden konnte. Die Orgel intoniert ein Weihnachtslied. Ein vierteltausend Männerstimmen fallen ein. Unten und auf dem Chor. Im Schiff sind alle Gesichter von dem Christbaum angestrahlt. Die oben stehen im Schatten der Brüstung. Nur ein Kopf ist von irgendeinem hellen Licht beleuchtet: ein ernstes Gesicht mit langem Vollbart, wie ein Prophetenbild. Nach dem Lied tritt ein kleines Soldatchen vor und spricht ein Lied: Vom Himmel hoch, da komm ich her! Als die Russen aus Ostpreußen abzogen, blieb der Kleine obdachlos als Waise zurück, die Kompagnie nahm ihn mit. Er ist dreizehn Jahre alt. Zum Schluß wird wieder das herrliche niederlärdische Gebet gesungen, das ein Posaunenchor begleitet. Kein Kirchenlied singen unsere Soldaten so aus vollem Herzen wie dieses: Herr, mach uns frei! Später sitze ich in einer ländlichen Stube, deren Fenster zur Hälfte mit Kistendeckeln verglast ist, und denke an die vielen bekannten und unbekannten Truppen, die in ihren Unterständen um die Christbäumchen sitzen und Weihnachts- und Heimatlieder singen, wie die Landstürmer hier nebenan ... Ueber eine Weihnachtsgabenverteilung an deutsche Truppen in Serbien schreibt Hans Flemming: Am Bahnhof in Cuprija empfing uns ein schlanker, braunäugiger kleiner Leutnant und brachte die beiden Weihnachtsmänner sozusagen im Triumph zum Wagen. Auf dem Wege zum Dorf erfuhren wir, welche Freude die Weihnachtsbotschaft bei den Leuten hervorgerufen hatte. Zugleich erfuhren wir, daß wir die Ehre hatten, von dem besten Gaul der Kompagnie gefahren zu werden. Die Namen dieses Gauls waren Zigarrenkiste und Zahnbürste. Er hörte jedenfalls auf beide. In einem entzückenden sauberen Städtchen, das vom Krieg nicht gelitten hatte, war die Kolonne untergebracht. Unser Führer erzählte uns, daß die Bevölkerung größtenteils Deutsch spräche und sich mit unseren Truppen vollkommen angefreundet hätte. Unsere Ordonnanz war der Gast des Feldwebels, und auch er war ganz begeistert von der Aufnahme, die man ihm bereitet hatte. Und er erzählte uns, wie alle Augenblicke sich ein neuer Kopf in die Tür schob: Herr Feldwebel, ist es wirklich wahr, daß Weihnachtspakete —? Natürlich ist's wahr — raus! Ja, Weihnachten soll ja nur noch ein Fest der Kinder sein. Aber über alle Kindesfreude geht die rührende, himmlische Freude unserer Soldaten draußen an diesen Weihnachtspaketen aus der Heimat. Von der Heimat und den Menschen und Dingen der Heimat sprachen wir an jenem Abend noch lange in dem kleinen, behaglichen Stübchen des Häuschens von Cuprija ...



Phot. A. Holznagel, Berlin

Weihnachten im Lazarettzug



Schwäbische Wehrmänner bei der Weihnachtsfeier



Unterm Weihnachtsbaum im Westen



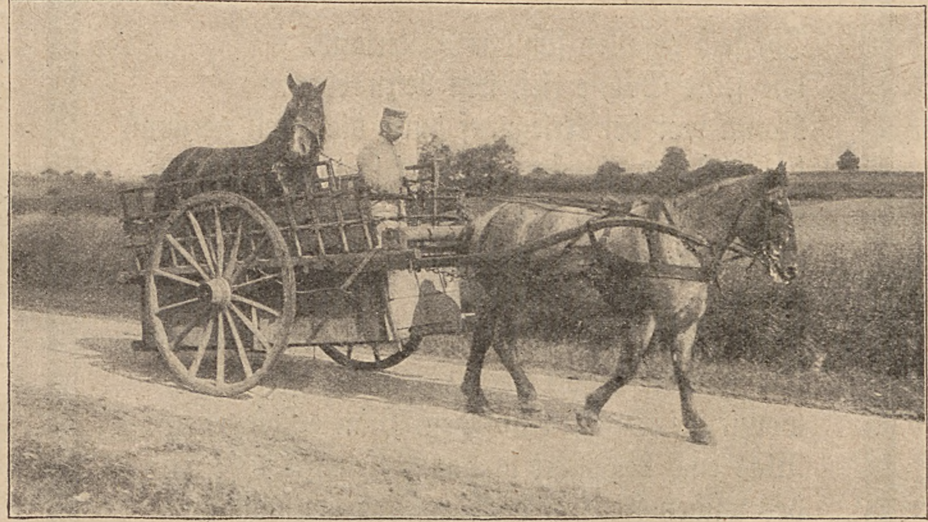
Vor der Kehlkopfoperation



Innenansicht eines Lazarettstalles

Unsere Kriegspferde

Trotz der ungeheuren Anforderungen, die im jetzigen Kriege an die Pferde gestellt werden, ist ihr Gesundheitszustand ein vorzüglicher und die Verlustziffer eine verhältnismäßig niedrige. Dies ist den hygienischen Maßnahmen und vor allem der Einrichtung eigener Pferdelazarette zu verdanken, die für den Pferdebestand des Heeres dieselbe Rolle spielen wie die Lazarette im Feld, Etappe und Heimat für die Mannschaften. Die Behandlung kranker und verwundeter Pferde hat sich natürlich den Fortschritten der Wissenschaften angepaßt. Eigentliche Pferdelazarette sind in keinem früheren Kriege eingerichtet worden. Die ersten Versuche liegen freilich etwa sechs Jahre zurück, und zwar wurden sie auf Anregung von Korpsstabsveterinär Pötschke gemacht, der während der Manöver beim XVI. Armeekorps derartige Einrichtungen schuf. Wenn sie dann auch allmählich in der ganzen deutschen Armee Eingang fanden, hat man ihre wahre Bedeutung doch erst während des jetzigen Krieges würdigen gelernt. Erst jetzt erkennt man, welche ungeheuren Werte dem Staate durch die tierärztliche Tätigkeit in geeignet organisierten Lazaretten erhalten werden können, und daher hat man allenthalben derartige Anstalten gleichsam aus dem Nichts geschaffen. In einem stehenden Pferdelazarett kommen die Patienten zunächst zur Untersuchung auf Seuchen in eine Quarantänestation, wo sie einer klinischen Untersuchung und — zum Zwecke der genaueren Diagnose — Impfungen und Blutproben unterworfen werden. Besonders wichtig ist die Malleinprobe, die ein fast untrügliches Mittel für die Diagnose auf Rotz darstellt. Außer dieser gefürchteten Seuche, die auch auf den Menschen übertragbar ist, kommt vor allem die Brustseuche in Betracht, eine ansteckende Lungenbrustfellentzündung, für die man neuerdings im Salvarsan, oder vielmehr im Neo-Salvarsan, ein vorzügliches Heilmittel besitzt. Mit Seuchen behaftete Tiere kommen in eine besondere, streng abgetrennte Seuchenabteilung, rotzkranke Pferde werden aber sofort getötet. Seuchenfreie Patienten werden den einzelnen Abteilungen überwiesen, wo je nach dem Leiden sofort eine spezifische Behandlung eingeleitet wird. Eitrige Entzündungen der Huflederhaut, Kronentritte, Hufknorpelfisteln, Mauke, Brandmauke, Gelenkerkrankungen, Widerristdruckschäden sowie natürlich Schußwunden und größere Verletzungen kommen am häufigsten vor. In den meisten Fällen kann der Chirurg durch rechtzeitigen operativen Eingriff das Leben der Tiere noch retten. Bei den Operationen wird überaus human verfahren: muß das Pferd zur Operation niedergelegt werden, so gelangt Totalnarkose zur Anwendung; wird am stehenden Pferd operiert, so begnügt man sich — ähnlich wie bei kleineren Eingriffen am Menschen — mit örtlicher Schmerzbetäubung (durch Einspritzen von Adrenalin). Von größter Wichtigkeit ist es natürlich, daß überall in den Lazaretträumen peinlichste Sauberkeit und Ordnung herrscht; auch alle sonstigen Erfahrungen auf sanitärem und speziell veterinärem Gebiet finden natürlich in einem derartigen Lazarett Anwendung. Bei der Aufnahme werden den Pferden, die voraussichtlich längere Zeit im Lazarett verbleiben müssen, die Hufeisen abgenommen. Die Heilung nimmt natürlich, je nach Art und Schwere des Leidens, mehr oder weniger lange Zeit in Anspruch. Sobald die Patienten hergestellt sind, werden sie durch besonders sorgfältige Pflege in gute Verfassung gebracht und, damit sie bei ihrer Rückkehr an die Front bald felddienstfähig werden, täglich geritten. Pferde mit unheilbaren äußeren Leiden werden, wenn sie fieberfrei sind, an den Roßschlächter abgegeben, solche mit Fieber werden getötet und dem Abdecker übergeben. Pferde, die nicht mehr felddienstfähig werden, stellt das Lazarett so weit her, daß sie noch in der Landwirtschaft Verwendung finden können. Auf den Wiesen und Weidegärten, die vielen Lazaretten angegliedert sind, können sich übermüdete und auch in der Rekonvaleszenz befindliche Pferde nach Herzenslust tummeln, um möglichst bald wieder zu Kräften zu gelangen. Erfreulich ist es, daß die Pferdelazarette auch die Aufmerksamkeit von Tierschutzvereinen erregten.



Von der Front zum Lazarett



Das verletzte Auge

Für den Feierabend

Die Schwester

Das waren nur wenige Tage — aber der Frühling, der goldene Jüngling, hat in einer übermütigen Laune einige Stunden ihrer zeitlichen Bestimmung entpflichtet, und so waren sie vorausgeeilt, wie alles junge Irdische, wenn es der höheren Zucht entronnen ist, und hatten eine kurze Zeit der Februartrübe mit Licht und Glanz erfüllt.

Ueber die Fliesen in dem alten, schweren Steinbau, dort, wo in blauweißen Schoßröcken die Verwundeten sitzen, war eine neue Lebensfreude gehuscht — ein helles Lachen, schön, edel, flüchtig wie diese Frühlingsstunden im Februar. Schwester Maria stand hier und verteilte Blumen. Rote und weiße Rosen. Irgendeine unbekannte Freundin hatte sie ihr zugesandt „für die duldenden Helden".

Dann kamen Autos vorgefahren: ein Transport Frischverwundete! Sie luden ihre klägliche Last ab und ratterten wieder davon mit Zeit und Fröhlichkeit. Lange werfen sie ihre Schatten zurück.

Die hohen Rahmen der Bogenfenster umhüllte Regengrau. Aerzte machten geschäftig die Runde. Schwestern assistierten, verbanden, wuschen die neuen blassen Gesichter. Ein ganz Blasser ächzte laut unter dem festen Griff des Arztes. Ein schlimmer Knochenschuß. Das ganze rechte Bein war in Gefahr.

Aber Schwester Maria stand vor ihm und gab ihm die letzte von den Rosen. Sie lachte ihr feinstes Lächeln und verband mit ihren weichen Händen.

Nur Geduld, Freundchen, wir schaffen es schon. Alles wird wieder gut, klang es inzwischen hell und heilig in zwei gläubigen Ohren.

Dann sank ein langer Nachmittag zurück in Alltagseinerlei. Bis der Abend kam und die traumschwere Nacht, die holde, stille Gedankenspinnerin.

Durch die Oberfenster in den hohen schwarzen Saalraum drängt sich die Winternacht und wirft ihre tollen Reflexe an die bunte Stuckdecke. In langen Bettreihen, zwischen reinen Linnen liegen die Wundgeschossenen. Einige flüstern leise. Die meisten wälzen sich ruhelos in schweren Träumen. Wunderliche Gehirnaffektionen gaukeln die Fiebernden in eine Atmosphäre von Blut- und Mord- und Siegestollheit. Unverständliche Worte fallen über heiße Lippen. Schützengrabenlaute! Ein bärtiges Gesicht atmet ruhig und gleichmäßig. Ein glückliches Lallen. Er ist zu Hause bei Weib und Kind.

Nur einer liegt still und schlaflos und überdenkt den Tag. Er hat jetzt keine Schmerzen. Aber er horcht auf das innere Raunen und Lauschen. Und zwei große Augen starren an die Decke, als sollten sie zwischen Stuckschnörkel und Lichtreflex des Schicksals tiefsten Wunderquell ergründen. Und immer wird's ein Mädchenbild: ein feines Lächeln, ein Augenpaar rein und unbefangen. Und immer klingt es: ... alles wird gut!

Um das einsame Bett atmet es in frommer Andacht. Und da kommt es getrippelt zwischen den traumschwülen Reihen, auf nackten, zierlichen Füßchen, im langen Nachthemdchen. Ganz leise kommt es zu ihm, wie früher vor vielen Jahren — und setzt sich auf den Bettrand — sein Schwesterchen. Und bettelt mit kindlich süßer Stimme und lieben, unschuldvollen Augen wie früher:

Bitte, bitte, lieber Bruder, erzähle mir ein Geschichtchen, ich kann noch nicht schlafen! ...

Da flüstert er: Du kleiner Naseweis, ich weiß heute nur eine ganz kleine Geschichte, aber die gefällt dir nicht!

Bitte, bitte!

Nun legt er sanft seinen Arm um die zarten Schulterchen und zieht sie an sich und beginnt zu erzählen:

Es gibt einen großen dummen Bub, der ist einmal vor vielen Jahren in die Welt hinausgestolpert und hat einen langen, langen Weg gemacht. Zehn Jahre hat er gedauert. Und die Brust war ihm so voll von all dem Schönen und Edlen, das auf ihn einstürmte, damals — und sich hinausdrängte in Jubel und Freud und Schalkhaftigkeit. Mit beiden Füßen sprang er vorwärts und achtete auf keinen Weg und keine Weggenossen. Und alles in ihm war eitel Freud und alles um ihn schien wohlgetan. Bis in einer einzigen Nacht ihm ein rauher Herbstwind ins Gesicht schlug und ihn jählings sehend machte und zum Denken zwang. Da wurde sein Gang gemäßigter, sein Schritt fester. Wohlbedacht setzte er einen Fuß vor den anderen und lernte schauen und unterscheiden in Licht und Schatten. Und da erkannte er zwischen Nah und Fern, durch Nebel und Wirklichkeit viel Edles und Erhabenes und noch mehr Gemeines und Niederes. Adelblut und Plebs lagen in heißem Ringen um die Vorherrschaft im Erdengericht. Tausend Seelen entblößten ihre Enge ohne Scham und Gewissen. Zwischen wohlgepflegten Blumenbeeten gingen stolze und unstolze Frauen. Nur hier und da, meist in wilder Einsamkeit, trieb die Natur eine herrliche Knospe unbekrittelt, unberührt, rein ...

Und eines Tages erkannte er, daß er sich selbst verloren hatte in Grübeln und Erdenschmerz.

Aber da kam der große Krieg und warf seine Brandfackel zwischen das überwucherte Erdengeschlecht und stellte die Menschheit auf „du und du" und die Völker auf ihre Wurzelkraft zu „stirb und werde".

Und da fand er sich wieder als Teil von dieser Kraft. Und er zog mit hinaus auf die Walstatt und war in blassen Mondscheinnächten dem großen Tod und seiner Söldnerschar begegnet. Schwarze Stunden, erfüllt von Pulver und Blutgeruch, von Schmerzgestöhn auf faulem Stroh, wichen grauen, weißleinenen Lazarettwochen im Feindesland. Und das Lachen, das schöne Lachen der Lebensfreude war noch immer so fern, so fern ...

Da atmete er Heimatluft. Ein gütiges Geschick und der lange Lazarettzug hatten ihn hierher gebracht in das stille Städtchen. Und plötzlich — oder eigentlich nur wie Frühlingsstunden im Februar unvermutet — stand es vor ihm, das Lachen. Schlicht und groß, wie er es so oft gesucht hatte auf langen Irrwegen in Liebe und Sehnsucht. Aus zwei klaren, ernsten Schwesternaugen sah es ihn an. Und mit einer Stimme, so sicher, so ruhig, sprach es: Alles wird gut!

*

Es ist schon die Stunde der Nachtwende. Die Nachtwache geht geräuschlos die Runde. Im einsamen Bett atmet es noch immer lautlos in bewußtem Sinnieren. Seine Augen kämpfen noch immer mit dem Reflex der hellen Winternacht. Aber bald ermatten sie. Er fühlt noch, wie eine weiche, ernste Hand sich auf seine heiße Stirn legt. Und jetzt liegt er eingewiegt in freundliche Träume zu einem hellen Morgen und — der nächsten Frühlingsstunde. — Erwin Hahn.



Das war die große Liebe ...

Ihr seid gefallen für das Vaterland,
das seine Söhne rief, ihm beizustehen.
Kaum war der Kriegsruf durch die Welt gerannt,
da griff zum scharfen Schwert schon eure Hand,
und in der ersten Front war't ihr zu sehen.
Nicht, daß euch packte jäh ein eitler Zug,
um einer wilden Leidenschaft zu dienen. —
Nein! Was euch stolz zu Kampf und Schlachten trug,
das war die Rache über List und Lug,
womit die Dreisten auf dem Plan erschienen.
Was euch begeistert in das Tosen trieb
des wilden Feuers, das der Neid entfachte;
was Wucht und Kraft gab eurem Stoß und Hieb,
und was seither noch kein Chronist beschrieb;
was jeden Mann zu einem Helden machte — —
das war die große Liebe, die euch zwang!
Die Liebe zu der heimatlichen Erde!
Die Liebe, die seit Kindheit in euch sang
und die in euch noch mit dem Tode rang,
als der euch rief mit sinniger Gebärde.

Hanns Baum

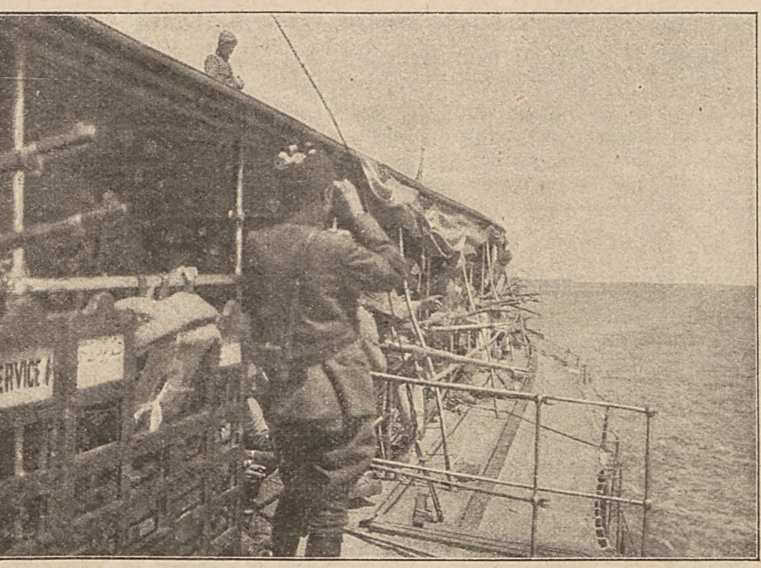
Erich Bloch

Trost

Du darfst verzagen nicht, wenn sie dich höhnen!
Glaub nur an dich, und laß sie immer schelten!
Es mag dein Ohr sich an das Lied gewöhnen
der kleinen Krämer, die so gern was gelten.
Bleib dir nur treu und laß die Raben krächzen!
Dein Herz verhüllt von selbst sich vor dem Schreien:
derweil sie durch den Schmutz des Alltags ächzen,
singt über dir die Lerche wie im Maien.

Hanns Baum





Ein türkischer Transportdampfer



Oberstleutnant Wehrle

Mehmed Ali Oglu Tschausch

Bildertext: Oberstleutnant Wehrle (auf dem Bilde links) ist der Kommandant der gefürchteten Haubitzenbatterien am Eingang der Dardanellenstraße. Unser Bild zeigt ihn mit einigen Kameraden in seinem Unterstand in der Nähe von Troja. Der türkische Nationalheld Mehmed Ali Oglu Tschausch warf bei den ersten Landungsversuchen der Engländer mit seiner Rotte einen Zug des verhaßten Feindes ins Meer. Das untere Bild zeigt (von links nach rechts): Exzellenz Marten-Pascha; Exzellenz v. Usedom-Pascha, Generalgouverneur der Dardanellen; Exzellenz Djevat-Pascha.

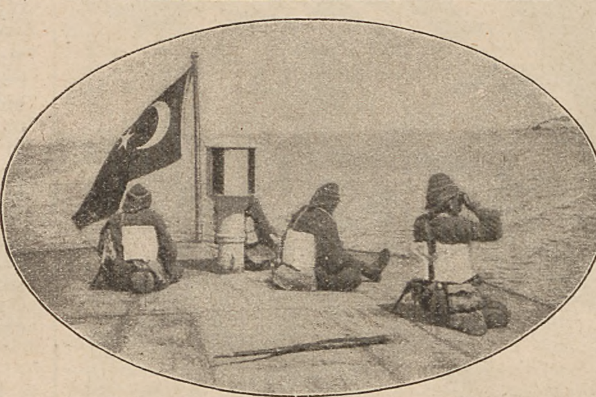
Im Konzert

Er saß mir gerade gegenüber, und wie von unwiderstehlicher Gewalt gezwungen, mußte ich ihn immer ansehen. Man sah ihm äußerlich kein Zeichen einer Verwundung mehr an wie so vielen anderen, die, den Arm noch in der Binde, sich auch eingefunden hatten, um den lang entbehrten Genuß guter Musik auf sich wirken zu lassen. Aber deutlicher als jedes sichtbare Zeichen zeugte der wehe Leidenszug seines Gesichtes von überstandenen Schmerzen. Und trotzdem trug auch das Antlitz einen wahrhaft vergeistigten Ausdruck, wie der Christus des gemalten Fensters, als er, erlöst von aller Erdennot, gen Himmel fährt. Eine Weihe lag in seinen Augen, wie er mit verzücktem Blick den Tönen lauschte, die mich kein Auge von ihm wenden ließ. Man fühlte ordentlich, wie er seinen lang entbehrten Beethoven und Mozart trank mit allen Sinnen. Und doch schien es mir manchmal, als glitten die Töne völlig von ihm ab, als weilte sein Geist in einer weiten, weltentrückten Einsamkeit und könnte nicht wieder nach Hause, unter Menschen finden. Denn der todestraurige Zug wollte nicht weichen aus dem leidverklärten Antlitz.

Er mußte viel, viel des Schrecklichen gesehen und erlebt haben, das so unauslöschliche Spuren in seine Züge gegraben. Er konnte wohl sein inneres Auge in all der friedlichen Ruhe, die ihn hier umgab, doch nicht ganz abwenden von den schrecklichen Bildern der Vergangenheit. Würde er wohl niemals mehr froh aufblicken lernen?

Da plötzlich, als fühlte er, daß ich ihn so unausgesetzt beobachtete, richtete er den Blick voll auf mich mit einem so todesernsten, vorwurfsvollen Ausdruck, daß ich ihn niemals vergessen werde. Was hast du in deinem umfriedeten Leben, sprach dieser Blick, wohl für eine Ahnung von all dem Jammer, den diese meine Augen sehen? Und wie kannst du es ermessen, was mir danach diese Stunde bedeutet? Kannst du mich sie nicht wenigstens ungestört genießen lassen?

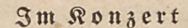
Und ich wandte errötend den Blick und habe mich jeder Stunde geschämt, in der ich meinte, ein Leid tragen zu müssen. Denn was ist all unser Menschenschicksal gegen das, was dieser Feldgraue an Jammer gesehen und erfahren hat. — E. Maslow.



Auf einem türkischen Transportdampfer



Die Helden der erfolgreichen Dardanellenverteidigung



Kriegschronik

20. Dezember: Die Engländer nach kurzem Kampf bei Anafarta und Ari Burun auf Gallipoli geschlagen und unter dem Schutz des Nebels entflohen. Ein Gegenangriff bei Seddul Bahr von den Türken unter großen Verlusten für die Engländer zurückgeschlagen.

21. Dezember: Das frühere deutsche Lazarettschiff Ophelia, das von den Engländern als Prise erklärt wurde, versenkt.
Staatssekretär Solf deckt den angeblichen Einmarsch der deutschen Truppen in Südafrika als englische Fälschung auf.

22. Dezember: General v. Emmich, der Eroberer von Lüttich, in Hannover gestorben.
Heftige Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf. Die Franzosen erobern einen Teil desselben zurück.
Bei Ipek sind 69 von den Serben vergrabene Geschütze, deren Zahl sich noch erheblich vermehren dürfte, erbeutet.

23. Dezember: Der Hartmannsweilerkopf von der 82. Landwehrbrigade zurückerobert. 23 Offiziere und 1530 Mann gefangengenommen. Am Nordhang noch einige Gräben von den Franzosen besetzt.
Der japanische Dampfer Yasaka Maru (12500 Tonnen) im Mittelmeer versenkt.

24. Dezember: Die Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf restlos zurückgewonnen.
Die Gesamtverluste der Engländer auf Gallipoli betragen 1609 Offiziere und 23670 Mann tot und 2969 Offiziere und 72222 Mann vermißt.

25. Dezember: Westlich von La Bassée wurden feindliche Minenanlagen von deutschen Truppen gesprengt.

26. Dezember: Stärkere russische Angriffe bei Czartorysk und Berestiany sowie Polesie abgewiesen.

27. Dezember: Die Senussen vertrieben englische Truppen bei Solum. 2 Feldkanonen, 10 Automobile, darunter 3 gepanzerte, und viel Material erbeutet.

28. Dezember: An der bessarabischen Front heftige russische Angriffe, die sämtlich unter großen Verlusten für den Gegner von den Oesterreichern zurückgeschlagen wurden.

Ein Kaiserwort.

Kaiser Wilhelm II., dessen 57. Geburtstag wir am 27. Januar feierten, sprach am 23. März 1905 bei einer Denkmalseinweihung in Bremen die folgenden Sätze: Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den großen, sogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon der Erste, alle die großen Kriegshelden, im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die beim ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neuerschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem deutschen Weltreich oder einer Hohenzollernweltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen, kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagte: Außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt.



Kilophot, Wien

Maschinengewehrstand in der Schwarmlinie der Isonzofront

Aus meinem Tagebuche

Da fragte mich einer, ob ich daran glaubte, daß die Menschen nach diesem Kriege besser würden. Ich sah ihn groß an und schüttelte den Kopf. Denn plötzlich fiel mir ein, daß der Kampf unter den Menschen in Friedenszeiten ja viel schwerer ist als der augenblickliche Krieg auf der Erde. Sind die Menschen im allgemeinen etwa jetzt schon durch diesen Weltkrieg besser geworden?

*

Da fällt mir eben ein, daß ich längst vor einem Buche warnen wollte. Wie hieß es doch gleich — ach so: Das Bildnis des Dorian Gray von Oskar Wilde. Nicht weil er Engländer ist, sondern weil in diesem seinem Werke ein böses Gift steckt für Leute, die nicht reif sind, für Leute, die Anlage haben, das Glück anderer zu zertrümmern. Es gibt manche, die sich Dorian Gray zum Vorbild genommen haben. Die nach seinen Grundsätzen leben und die wohl auch dahin streben, so zu sterben wie dieser Hanswurst. Der mir das Buch schenkte, wird keinen Dank von mir empfangen. Ach, wie war ich froh, mich von diesem Wilde wieder zu unseren deutschen Dichtern flüchten zu können. Ein gutes Buch ist unser Freund, ein schlechtes Buch unser Feind.

*

Lieber Freund — als du mir von deiner Mutter erzähltest, wie sie für dich sorgte, wie sie sich alles vom Munde absparte, damit nur du genug habest, damit sie dir jede Woche was ins Feld schicken könne, da dachte ich an jene Mütter, die alles für ihre Kinder zu opfern imstande sind. Ich drückte ihr im Geiste Rosen in die Hände und mußte an euch denken immerzu. Du hattest mir auch erzählt, daß dir die Mutter Rosen ins Feld geschickt habe zur Zeit, da es Rosen gab — nun warst du heimgekommen in Urlaub und brachtest ihr selber Rosen zum Sonntag ... Kannst du dir vorstellen, wie es in mir aussah, als ich kurz vor deiner Rückkehr ins Feld die Anzeige vom Tode deiner Mutter las? Wie ist das Leben doch so hart gegen uns! Du wolltest dich bei der Mutter erholen, nun starb sie dir unter den Händen weg, nun liegt sie schon lange in der kühlen Erde. Du aber bist eine Waise geworden, hast keinen Menschen mehr auf Erden als einen Bruder, der in fernen Landen weilt. Da müssen deine Freunde wohl gut und lieb zu dir sein. Und ich habe nicht einmal Abschied von dir nehmen können! Wo magst du jetzt wohl sein? In einer stillen Stunde will ich auf das Grab deiner Mutter Rosen legen. Ihren Tod aber trage, wie ihn ein Held zu tragen weiß.

*

Es ist gut, wenn man vor allen Menschen auf der Hut ist. Man weiß niemals, was hinter einem steckt. Durch scharfe Beobachtung kann man es zwar so weit bringen, daß man einen Halunken von einem Harmlosen unterscheiden kann; man darf aber niemals vergessen, Augen und Ohren ständig offenzuhalten. Damit soll nicht gesagt sein, daß man jeden für einen Spitzbuben halten soll. Bewahre! Allerdings, man täuscht sich oft! Es kommt vor, daß einer, den man für gut hält, böse ist, und umgekehrt — kurz und gut: es ist immer besser, Vorsicht zu üben, damit man nicht allzusehr unter den Folgen übermäßigen Vertrauens leiden braucht. Vertrauen kann man nur wenigen; glauben darf man nur an Auserwählte, lieben kann man nur einzelne, wenn nicht überhaupt nur einen einzigen. Seine Freundschaft kann man mehreren schenken, Bekannte kann man genug haben. Was aber kommt bei alledem heraus? Von seinen Bekannten hat man nichts, und sie haben nichts von uns. Man kann mit ihnen im Wirtshause sitzen, kann sich mit ihnen unterhalten — aber es bleibt nichts zurück. Von der Freundschaft will ich nicht reden; sie geht auf Krücken. Bleiben also noch jene, die unsere Liebe, die unseren Glauben, unser Vertrauen haben. Und von denen spricht man nicht. Die hütet man wie sein Auge, wie sein Herz — schon deswegen, damit andere nicht gereizt werden, sie uns zu stehlen. Es gibt nämlich solche Leute, die sich nichts Schöneres wissen, als das Glück anderer zu zerstören. Ja, es gibt eine ganze Menge solcher Leute ... Hanns Baum.

Zwanzig Mark

Eine Erzählung von Vally vom Münster
(Fortsetzung)

Der nächste Morgen brachte der Meisterin zunächst eine recht unangenehme Ueberraschung: ihr Mann, der die ganze Nacht hindurch kaum geschlafen hatte und sich im Schüttelfrost im Bett gewälzt, lag im Fieber und konnte nicht aufstehen! Wohl war der Geselle vom Freund Bittler am Abend des vergangenen Tages noch eingetroffen, aber der war doch ganz fremd im Haus und im Betrieb.

Das war eine arge Verschlimmerung der ohnehin schon nicht angenehmen Lage, und die Meisterin bereute wohl zum erstenmal in ihrem Leben, ihrer ersten bösen und schadenfrohen Regung nachgegeben zu haben. Dennoch erwiderte sie auf die Vorwürfe ihres Mannes trotzig: Was willst du denn eigentlich von mir? Ich hab' keine Schuld. 's ist ein gutes altes Sprichwort: Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand!

Langsam ging das gewohnte Tagewerk seinen Gang, wobei der Martin mehr noch als der Meister selbst an allen Ecken und Enden fehlte.

Aber dieser Tag hatte noch eine andere Ueberraschung für Frau Auguste Lenz im Gefolge: Am Nachmittage, zu einer Zeit, wo es auf einige Stunden ruhiger im Geschäft zu sein pflegte, erschien Herr Stadtschreiber Hahn, sorgfältiger noch als sonst gekleidet, und bat um einige Augenblicke Gehör unter vier Augen, in einer hochwichtigen Angelegenheit.

Der Meisterin klopfte das Herz hörbar in der Brust, als sie den Besucher in das Stübchen hinter dem Laden hineinkomplimentierte, dessen Zugangstür vom Gang aus sie verriegelte. Ihr ahnte, daß der Stadtschreiber als Bewerber kam, und sie frohlockte innerlich; einen günstigeren Zeitpunkt hatte er sich nicht auswählen können: der Vater, ein heimlicher Gegner ihres Plans der Verheiratung Doras mit diesem Freier, lag krank zu Bett, Dora selbst war zum mindesten durch die Vorgänge am vergangenen Tage stark deprimiert, so daß ihre Widerstandskraft vielleicht leichter zu besiegen sein würde. Mit erwartungsvollster Miene setzte sie sich, nachdem der Besuch Platz genommen, ihm gegenüber auf dem Ledersofa in Positur.

Verehrte Madame Lenz, begann Melchior Hahn mit salbungsvoller Stimme, über ein kleines feiern wir die heilige Weihnacht, das hehre Fest der Freude! Ich darf wohl behaupten, daß es mir und — mit einem verbindlich zierlichen Neigen des Hauptes zu Frau Lenz hinüber — denen, die mir teuer sind, zu einem ganz besonderen Fest der Freude werden wird, denn ich habe zu meinem eigenen, in treuer Pflichterfüllung erworbenen Vermögen soeben noch — das große Los gewonnen!

Ueberwältigt, mit im Schoß gefalteten Händen, saß Frau Lenz einen Augenblick sprachlos da. Dann aber kam Leben in ihre Gestalt. Sie sprang auf, reichte ihm glückwünschend beide Hände und überschüttete ihn mit einem Schwall von Worten: Nein, aber verehrter Herr Stadtschreiber, über ein solches Glück! Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, und wie ich gerade Ihnen dies Glück von Herzen gönne. Ach, was wird mein Mann dazu sagen und erst die Dora — warten Sie bloß einen einzigen Augenblick, daß ich die Dora rufe.

Rasch wandte sie sich zur Tür, um ihren Worten die Tat folgen zu lassen, jedoch Melchior Hahn hatte sich gleichfalls erhoben und erfaßte sie noch rechtzeitig am Schürzenband.

Um Gottes willen, verehrteste Madame Lenz, das soll ja gerade die Weihnachtsüberraschung für die Demoiselle Dorothea werden, und kein Sterbenswörtlein darf vorher davon verlauten! Auch bin ich mit meinen Missionen, die mich hierher geführt, erst halb zu Ende, es war diese Darlegung meiner augenblicklichen Vermögensverhältnisse gewissermaßen nur die Einleitung zu meiner — meiner — nun, sagen wir es kurz und frei heraus, wie es einem Ehrenmann geziemt — zu meiner Werbung um die Hand Ihrer liebwerten Demoiselle Tochter!

Wieder hüpfte Herr Hahn in seiner beliebten Attitüde vor Frau Lenz hin und her, drehte den dicken Kopf und schlug mit den Flügeln — pardon, Armen — an den mageren Körper, während seine kleinen, listigen Augen hinter den glänzenden Brillengläsern in dem Antlitz der froh überraschten Mutter forschten.

Diese neigte, immerzu dienernd, den flachen Oberkörper und stammelte ein über das andere Mal: Nein, über diese Ehre, verehrtester Herr Stadtschreiber! Die Dora kann sich wahrhaftig mehr als glücklich schätzen! Jetzt will ich aber das Mädel schnell rufen. —

Abermals erhob sie sich, und abermals hielt sie Herr Hahn, diesmal am Aermel, fest.

Gemach, gemach, hochverehrteste Madame Lenz, aber auch die Verlobung ist als Weihnachtsüberraschung für Demoiselle Dorothea gedacht! Und nun unterbreite ich Ihnen, hochverehrte und liebwerte mütterliche Freundin noch mein drittes Anliegen: Damit die Sache mit dem Hauptgewinn nicht unnötig herumgesprochen wird, möchte ich es vermeiden, daß mir die große Summe von 75 000 Mark etwa durch die Post zugestellt wird. Ich möchte also nach B. reisen, um das Geld persönlich in Empfang zu nehmen. Nun aber habe ich mich, angesichts meiner sonstigen Pläne für das Fest mit Bezug auf ihre liebwerte Demoiselle Tochter, der ich manch kostbare Ueberraschung zugedacht, nahezu vollkommen ausgegeben, und da mein Privatvermögen in der Residenz deponiert ist, und da ich ferner hier in diesem Nest keinem Freunde dekouvrieren möchte, so richte ich an Sie, meine hochverehrte zukünftige Frau Schwiegermutter, das Ersuchen — verlegen räusperte er sich, wandte den Kopf und stammelte: Nein, es wird mir gar zu schwer, meine Bitte auszusprechen, und ich könnte ja morgen meiner liebwerten Demoiselle Braut statt des Geldes auch einfach das Gewinnlos in den Schoß legen.

Lebhaft schüttelte Frau Auguste den Kopf und hob abwehrend die Hände. Nein, sagte sie energisch, das wär' nicht halb so schön! Und was das andere betrifft, so machen Sie bitte keine unnötigen Worte wegen solcher Kleinigkeit! Selbstverständlich erhalten Sie das Gewünschte von mir, verehrter Herr Schwiegersohn in s— sp— speculatius! Mit wieviel darf ich Ihnen dienen?

Mit einem dankbaren Gefühl dachte sie einen Moment an Martin, der ihr die Kasse hatte füllen helfen.

Eilfertig stand sie auf und ergriff den Kassenschlüssel.

Herrn Hahns Aeuglein funkelten begehrlich, aber er gab sich den Anschein vornehmer Gleichgültigkeit.

Oh, verehrteste Madame Lenz, das stelle ich ganz in Ihr mütterliches Ermessen, erwiderte er; jedenfalls werden doch auch Sie wünschen, daß ich auf dieser Reise meiner Würde und meinem Vermögen nach auftreten soll. Ganz im Vertrauen gesagt, meine Stellung als Stadtschreiber war hier nur eine provisorische, ganz vorübergehende — ich wollte mich unauffällig in die Stadtgeschäfte einarbeiten, verstehen Sie. Wenn unser guter Bürgermeister, der krankheitshalber nun bereits drei



Phot. A. W. F. Steinmeyer, Stuttgart

Haltet aus, haltet aus! . . .

Monate auf Urlaub ist, vielleicht überhaupt nicht mehr — oder doch nur, um sein Amt endgültig niederzulegen — zurückkehren wird, da könnte es sich leicht ereignen, daß — doch, was schwatze ich da! — Er gab sich einen zierlichen Klaps auf den Mund und wandte sich verlegen lächelnd zur Seite.

Wie Lots Weib, aber vor Ehrfurcht erstarrt, blieb Frau Lenz inmitten des Zimmers stehen: sie hatte verstanden, und diese neue Ehre, die ihrem Hause und ihrer Familie widerfuhr, überwältigte sie vollends. Alsbald aber faßte sie sich und beeilte sich, dem künftigen Bürgermeister zu Diensten zu sein: sie schloß den Kassenschrank auf und ergriff eine Kassette; Goldstücke und Scheine zeigten sich den begehrlichen Blicken Melchior Hahns, seine Brust hob sich, wie von einer Last befreit.

Nun, verehrter Herr Stadtschreiber, wieviel darf ich Ihnen anbieten? Ein-, zwei-, dreihundert — ihre knochigen Finger ergriffen die Banknoten und legten sie glattgestrichen vor ihn auf den Tisch. Genügt Ihnen diese Summe? Sonst, bitte, bedienen Sie sich selbst; wir haben's ja, Gott sei Dank, setzte sie stolz hinzu, froh, ihm imponieren zu können.

Er hatte schon abwehrend die Hand erhoben, doch dieser letzte Zusatz bewog ihn, noch einen Griff in die Kassette zu tun und zehn Goldfüchse auf die Scheine zu legen.

So, sagte er mit einem abermaligen tiefen Atemzug, soll ich Ihnen in aller Form rechtens ein Schuldanerkenntnis ausschreiben?

Nun, wenn Sie darauf verzichten, genügt's auch so — bei einem Ehrenmann! Kräftig drückte er ihr die Hand. Und vielen Dank auch, hochverehrteste mütterliche Freundin; morgen, am Christabend, sehen Sie mich wieder — so lange behalten Sie unser kleines Komplott als strengstes Geheimnis für sich. Und halten Sie mir unterm Tannenbaum ein Plätzchen frei für meine bescheidenen Angebinde; pünktlich zur Bescherung erwarten Sie mich!

Ein erneuter kräftiger Händedruck, ein erneutes Gestammel über „die hohe Ehre" vonseiten der Bäckermeisterin, und Herr Melchior Hahn verließ unter vielen Bücklingen und zierlichen Kratzfüßen das Lenzsche Haus.

*

Das Weihnachtsfest, das wochenlang vorher so viele Hände in Bewegung gesetzt, so viele Herzen höher schlagen, so viele Augen — sei's in Freuden- oder Schmerzenstränen — höher glänzen gemacht, es war verrauscht; versunken im Meer der Zeit, wie schon so viele, viele Feste vor ihm, wie es noch so vielen, vielen Festen nach ihm bevorstand.

Im Hause des Kreisamtmanns war es in hellem Jubel ausgeklungen, in der eigenen Familie sowohl wie bei den fremden Beschenkten. Kein trüber Schatten hatte sich darüber gebreitet, denn die gute Frau Dippelsbach sowohl wie die weichherzige Pauline — von Frau Doktor Malwine Kurz gar nicht zu reden — hatten im Trubel und Jubel dieser letzten Tage den Zwischenfall mit dem Zwanzigmarkstück ganz vergessen!

Für Martin, den zu unrecht Beschuldigten, dagegen waren dieser Weihnachtsabend und diese Feiertage das Trübste, Hoffnungsloseste gewesen, was er je erlebt zu haben glaubte!

Im Hause Lenz endlich hatte am Festabend und den darauffolgenden Feiertagen eine Stimmung geherrscht, die sich gar nicht beschreiben ließ: erstens hatte sich die von Frau Auguste geringschätzig als eine kaum der Rede werte Erkältung bezeichnete Krankheit Vater Lenz' rasch zu einer gefahrdrohenden Lungenentzündung entwickelt, so daß man, statt in der guten Stube um den in Schmuck und Glanz erstrahlenden Weihnachtsbaum, um das Bett des Gatten und Vaters herumsaß, der mühsam nach Atem rang und abwechselnd in Fieberphantasien raste, oder apathisch, wie bereits gestorben, dalag.

Trotzdem horchte Frau Auguste immer mit einem Ohr nach unten in den Hausgang, ob sie nicht die Tritte des Herrn Stadtschreibers vernähme, der zur Bescherung kam; auch hatte sie Karl, dem Lehrbuben, Auftrag gegeben, ihr's zu melden, wenn jemand nach ihr fragen sollte. Aber der Junge hatte nichts zu melden, denn der Herr Stadtschreiber Melchior Hahn kam nicht.

(Fortsetzung folgt)

Für den Feierabend

Von Uhren und Menschen

Zwei Schwarzwalduhren sind mein eigen. Die eine ist hundertjährig, die andere gehört der neueren Zeit an. Beide sind Geschenke. Ich kaufte mir niemals eine so große Uhr fürs Zimmer. Mein Wunsch war immer auf einen Zeitmesser gerichtet, den man nur einmal im Jahre aufzuziehen braucht und der keinen Menschen belästigt. Oft stand ich vor Läden und habe solche Uhren angesehen; aber wenn ich den Preis erfuhr, wandte ich mich ab. Diese meine beiden Uhren wurden also von der Güte und von der Freundlichkeit ins Haus gebracht. Die alte kam vom hohen Schwarzwald zu mir, die neue erschien zu einem Feste. Diese hing seither im Wohnzimmer, jene leistete mir bei der Arbeit Gesellschaft. Nach einem Umzug bat ich, man möchte die jüngere entfernen, und die ältere hielt ich eines Tages an und machte eine ernste Verbeugung vor ihr. Ihr werdet lächeln über den Tor — allein: er hat seine Gründe. Mit der jüngeren Uhr verhält sich das so: Früher erschien jede Viertelstunde ein Kuckuck am Laden und schrie aus vollem Halse. Ich hatte zuerst mein Vergnügen daran, bis ich eines Tages die Entdeckung machte, daß mich dieses Rufen störte. Ich hing das eine Gewicht aus und der Holzvogel blieb in seinem Käfig. Mit der Zeit kam ich auch dahinter, daß der Gang dieser Uhr unverschämt laut war. Lag ich in meinem Bett, so griff sie fortgesetzt in meine Gedanken hinein



In Sibirien: Jakutenbettlerin



In Sibirien: Auf der Reise ins Exil



In Sibirien: Poststation im Walde

und quälte mich. Manchmal stand ich auf und hielt sie an, und ich konnte ruhig den Weg zu meiner Seele gehen. Ich wollte aber nicht haben, daß sie meinetwegen ganz still sein sollte. Da kam mir, wie gesagt, ein Wohnungswechsel entgegen, und nun bat ich, man möchte doch diese laute Uhr nicht mehr dort aufhängen, wo ich sie höre. Nun sie mich nicht mehr belästigt, merke ich erst, was ich mir alles habe von ihr gefallen lassen müssen. Kein Mensch schritt so laut durch die Zimmer wie sie; keiner mahnte mich mehr an die Vergänglichkeit aller Dinge wie sie; keiner zeigte mir die forteilende Zeit so aufdringlich wie sie. Ich weiß, wie wichtig eine richtiggehende Uhr ist; ich weiß aber auch, wie unnütz es ist, Uhren bei sich zu haben, die uns jeden Augenblick mit ihrem Schritt merken lassen, daß die Zeit wie mit Peitschen gehetzt davonrennt. Eine leise gehende Uhr genügt. Sie kann unsere Freundin werden, wir werden sie liebgewinnen. Nun muß ich noch von meiner alten Schwarzwälderin sprechen. Ich bekam sie einst von einem Freunde, der sie im Schwarzwalde für mich gesucht hatte. Sie war ziemlich gebrechlich, als sie ankam, und ein Uhrmacher hat sie erst herrichten müssen, damit sie gehen konnte. Als sie ruhig, gemessen durch meine Stube schritt, dachte ich oft an den Geber, der sich erst als echter Freund bewähren mußte, obwohl er kleine Proben gut bestanden hatte. Allmählich, innerhalb eines Jahres, stellte es sich leider heraus, daß er die stillschweigend formulierten Bedingungen nicht erfüllen konnte. Ich war innerlich betrübt und lauschte auf den Gang der Uhr mit gemischten Gefühlen. Zu allem hin stellte es sich heraus, daß die Schwarzwälderin Launen hatte: den einen Zeiger fand ich morgens am Boden, der andere hing wie ein loser Faden über der Sechs. Ich wunderte mich nicht sehr darüber, da ich die Uhr mit jener Freundschaft verglich, die ja auch auseinandergegangen war. Ich heilte den Schaden, doch eines Tages erlebte ich das gleiche Bild. Nachdem ich die ungehorsamen Zeiger wieder richtig eingesetzt hatte, verlor ich die Liebe zu der alten Dame: ich vergaß manchmal sie aufzuziehen, und nun war erst recht der Teufel los. Ich konnte sie nicht wieder in Ordnung bringen, und ich ließ sie gehen wie sie wollte. Wenn es zwölf war, schlug sie drei, und ihre Stimme klang mir nun auch wie ein Totenglöcklein, wie sie mein Zimmernachbar schon lange getauft hat. Zu allem hin spielten mir die Zeiger zum dritten Male den gleichen Schabernack — und nun hatte ich genug. Ich zog sie noch einmal auf, hielt aber den Perpendikel an. Sie blieb stehen und soll stehenbleiben. Ich werde sie herunternehmen, das Messing für die Kriegskasse versilbern und die übrigen Teile in den tiefen Graben der Vergangenheit werfen. Was soll ich mit einer Uhr, die mich an einen Menschen erinnert, der mich enttäuscht hat, und die, anstatt ihre Pflicht zu tun, Dummheiten macht, die ich nicht mag! Geh mir aus den Augen, damit du mir auch aus dem Sinn kommst. Ich schätzte dich einst als altes Stück, hatte dich lieb, als du eintratst und dein Käufer dich mir schenkte. Nun mag ich dich nicht mehr; denn ich muß hart sein und noch härter werden gegenüber Menschen und Dingen, die nicht in meine Welt hineingehören. Hinge an dir der leiseste Hauch einer reinen schönen Erinnerung; könnte ich an dich denken wie an eine ungetrübte Stunde, wie an ein lauteres Glück, dessen Lächeln wir noch sehen, wenn es auch längst an uns vorbeigegangen ist — wäre dem so, dann wollte ich dich immer in meiner Nähe behalten, dann solltest du mir ewig lieb und teuer sein . . . So habe ich meine Schwarzwalduhren verloren — und ich bin in diesem Verluste glücklich und heiter. Wir sollten lernen, uns von Menschen und Dingen zu trennen, die uns keine Freude mehr machen. — Hanns Baum.



In Sibirien: Hilfspoststation Kureliach

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Schriftleiter: Adolf Petri in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier der Papierfabrik Wildbad in Wildbad, Württemberg. — Die für dieses Unterhaltungsblatt bestimmten Briefe und Beiträge wolle man an den Schriftleiter adressieren.